



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Berliner Kunstausstellung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus dem Leben Herzog Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha, geboren im Jahre 1604, gestorben 1675, nach Zeichnungen von Heinrich Justus Schneider, in Holz geschnitten von Johann Gottfried Flegel. Erstes Heft in 6 Blättern. Leipzig, Rudolph Weigel. —

Der Verfasser hofft mit Recht, daß das Interesse für diese Kunstleistungen sich weit über den Kreis hinaus ausdehnen wird, für den sie zunächst bestimmt sind. Der Inhalt der Gemälde hat zwar kein größeres historisches Interesse, allein die saubere, correcte und dabei originelle Ausführung wird jeden befriedigen, der überhaupt ein Interesse für die Kunst und namentlich für die naiven und charakteristischen Formen derselben mitbringt. Die Bilder enthalten ein kräftig bewegtes Leben, eine freie und gesunde Haltung, und sie sind außerdem von echt deutscher Gemüthlichkeit erfüllt, ohne doch irgendwie in das Gebiet des Sentimentalen überzustreifen. Im Interesse der Kunst wünschen wir diesem Werk eine recht freundliche Aufnahme, allgemeine Verbreitung und Nachfolge. Bei dem Erscheinen der spätern Hefte, die bei der außerordentlichen Billigkeit des Preises (das Heft von sechs Blättern zu 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.) hoffentlich nicht lange wird auf sich warten lassen, werden wir näher darauf eingehen. —

Die Kunstschätze Wiens in Stahlstich nebst erläuterndem Text von A. R. von Berger. Herausgegeben vom österreichischen Lloyd in Triest. 2. Heft. Triest, literarisch-artistische Abtheilung des österreichischen Lloyd. —

Das lobenswerthe Unternehmen, auf das wir bereits beim Erscheinen des ersten Hefts hingewiesen haben, enthält in seinem zweiten Heft die Grablegung Christi von Titian, aus der kaiserlichen Galerie im Belvedere; die schlafenden Kinder von Amerling (geboren 1803) aus der Galerie Beroldingen und den Faust von Schnorr aus dem Belvedere. Die technische Ausführung macht durch ihren Geschmack und ihre Sorgfalt den Künstlern alle Ehre. Die erklärenden Beilagen sind zweckmäßig und das Ganze wird wesentlich dazu beitragen, den Kunstschätzen Wiens auch in dem übrigen Deutschland Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden. —

Die Berliner Kunstausstellung.

Die Klage über den Mangel an guten historischen Bildern hören wir nun schon manches Jahr und bei jeder Ausstellung meint man, es wäre nie vorher so schlimm gewesen. — Läßt uns nun wol jede böse Gegenwart die

Vergangenheit in hellerem Lichte sehen, so ist dieses Mal doch nicht gut eine Täuschung möglich. Wir können dreist behaupten, so schlimm ist es wirklich noch nicht gewesen. — Wir erkennen sehr wohl an, daß es nicht so leicht ist, ein gutes historisches Bild zu malen, daß die Künstler, welche diesem Felde ihre Thätigkeit zuwenden, noch dazu mit bedeutenden materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, durch welche sie zu dem meist dankbareren Genre und der ihm verwandteren Richtung gedrängt werden. Umsomehr würden wir uns gedungen fühlen, jede Leistung auf dem Felde der Historienmalerei selbst bei großen Mängeln anzuerkennen, wenn sie dafür auf der andern Seite überwiegende oder wenigstens gleichbedeutende Vorzüge böte. — Aber auch solche Erscheinungen suchen wir (namentlich unter den historischen Bildern höheren Stils) fast vergebens; und leider bleibt es nicht bei den historischen; es sind wol einige, aber doch nicht viele Bilder da, an denen man eine rechte Freude hätte. Ganz abgesehen von der Menge von Erbärmlichem, das man ganz und gar von der Ausstellung zurückweisen sollte, das gewiß eine gute Hälfte der gesammten Anzahl von Bildern beträgt, ist doch eine solche Menge von Nichtigem, vollkommen Inhaltlosem, daß man von neuem sich verwundern muß, wo eine solche Masse von langer Weile hergekommen ist. — An der bloßen materiellen Naturwahrheit, an frappanter Wirkung oder gar am bloßen Nachwerk haben wir doch nachgrade genug. — Und so erlassen Sie mir wol, Ihre Leser und mich mit einer ausführlichen Beschreibung und Kritik zu ermüden; nur das wichtigere will ich Ihnen nennen und an einigen vortrefflichen Bildern, die, Dank seis den Musen, doch auch nicht fehlen, wollen wir uns erquicken. — Ich muß Ihnen doch wenigstens einige historische Bilder nennen. —

Da hat Herr Geng ein großes Bild gemalt, „Christus und Maria Magdalena bei dem Pharisäer Simon“. — Herr Geng hat seinen Paul Veronese fleißig studirt und mag bei mancher Copie nach ihm geschwitzt haben, und wir müssen gestehen, er hat ihm manches Geheimniß der Farbe abgemerkt. Das Bild ist vortrefflich zusammen, das Colorit ernst und harmonisch, das ist der sehr entschieden erste Eindruck des Bildes. Aber was nun weiter, welchen Gedanken zu versinnlichen hat der Maler so gewaltige Mittel angestrengt? Wir wollen uns zuvor einmal der Geschichte erinnern, wie Christus von der Sünderin sagte, die ihm die Füße mit ihren Haaren trocknete, sie salbte und küßte: „Sie hat viel geliebt, drum sind ihr viele Sünden vergeben“, wie das Simon und die übrigen Tischgenossen nicht fassen konnten und sich verwunderten. Von alle dem sehen wir nichts; nur einen ausdruckslosen Christus und ebenso ausdruckslose oder karrikirte Nebenfiguren. Paul Veroneses Auffassungsweise heiliger Gegenstände ist für uns durchaus nicht maßgebend; aber hätte doch Herr Geng, da er ihn sonst so eifrig studirt, wenigstens etwas von dessen anmuthig frischem Leben in sich aufgenommen und

seinem Bilde mitgetheilt. Doch genug über die Inhaltlosigkeit, wo nichts ist, darüber läßt sich wenig sagen. Wir wollten zufrieden sein, wenn uns zu der tüchtigen Farbe eine schöne, oder wenigstens gesunde, durchgebildete Form gegeben würde. Doch davon ist nicht die Rede, die Zeichnung ist höchst roh, die bei Tisch aufwartende Magd sogar in den Verhältnissen vernachlässigt, so daß sie entschieden verwachsen aussieht; ihr Kopf ist in unerlaubter Weise skizzirt. Das ganze Bild sieht am Ende so aus, wie eine kolossale Farbenskizze, die der Maler malte, um auf möglichst derber Leinwand mit seiner technischen Bravour zu kokettiren; daher ist denn auch im einzelnen nicht einmal die Farbe durchweg zu loben, am gelungensten sind Stoffe, Fußboden, Hintergrund u. s. w.; die Fleischpartien, die eine solidere, liebevollere Behandlung verlangen, stehen verhältnismäßig sehr zurück. — Ein anderes Bild von Geng „Aegyptische Studenten“ ist ebenso inhaltslos.

Oscar Vegas, der Sohn des Professor Vegas, malte auch ein großes Bild, die Kreuzabnahme. Wir wollen gar nicht daran denken, daß dieser Gegenstand von den ersten Meistern vortrefflich behandelt ist, warum sollte nicht in einem minder vortrefflichen Bilde doch manches vorhanden sein, was das Unternehmen des Künstlers, diesen Gegenstand von neuem zu behandeln rechtfertigte. Doch in diesem Bilde können wir dieses Rechtfertigende nicht entdecken. Es sind eben zusammengestellte Figuren ohne irgendwelche tiefe innere Erregung und Beziehung. Von Ausdruck, der, wie überall namentlich bei einem solchen Gegenstande die Hauptsache sein soll, ist mit geringer Ausnahme kaum die Rede. Das in dem ganzen Bilde herrschende Leben ist ein ganz materielles und selbst dieses nicht bedeutend und kräftig. Maria ist die einzige Figur, in der wenigstens etwas mehr angestrebt wurde, wenns auch nicht gelungen ist (sie erweckt übrigens sehr entschiedene Reminiscenzen sowie auch manche andere Figuren). Und nun in der Form, welcher Mangel alles Großen, Ernsten, Gewaltigen. Christus, welch schwächlicher, dünnarmiger Leichnam! und Magdalena, wenn die nach Maria die Hände ausstreckende weibliche Figur sie vorstellen soll, oder soll es die womöglich noch unbedeutendere Blondine neben ihr sein? welch nichts sagendes Gesicht, ohne Bedeutung, ohne Schönheit und Reiz, der ihr zukommt. Wäre wenigstens äußerlich Charakter in den Figuren, aber auch der fehlt, oben auf dem Kreuz, der weißbärtige greise Petrus hat einen jugendlichen runden Körper, wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Man sieht deutlich, der Kopf und der Körper sind einem andern Modell entnommen, wie man denn durch das ganze Bild deutlich die Studien durchsieht. Das ganze kolossale Bild macht den Eindruck einer großen Studie. Das einzige Verdienst ist eine im ganzen correcte Zeichnung und recht gewandte Technik, die aber nicht gleichmäßig genug ist. Das Colorit ist unbedeutend, ohne Kraft und Leben. Das ganze Bild ist

trotz der Größe sehr unbedeutend. Herr Vegas scheint für dieses Fach der Malerei gar keinen Beruf zu haben.

W. Sohn (ein Neffe, wenn ich nicht irre, des Prof. Sohn in Düsseldorf) zeigt in seinem Bilde „Christus und die Jünger auf dem Meere“ ein entschiedenes Streben nach Stil in Form und Farbe, das, wenn wir auch nicht ganz befriedigt werden, doch angenehm berührt. Aber ein rechtes inneres Interesse kann uns das Bild auch nicht einflößen, man sieht überall doch nur die Absicht, die der Künstler mit jeder Figur hatte, ohne daß sie zur plastisch lebendigen Wirklichkeit geworden wäre, man sieht jede Figur ihre Stellung machen und ihren Ausdruck annehmen, den Zug gewaltiger Angst, der alle Jünger durchfährt und sie endlich bewegt, ihren Meister, als von dem allein Rettung zu erwarten ist, zu wecken, vermochte der Maler nicht auszudrücken. Dennoch möchten wir namentlich wegen des gediegenen Strebens dieses Bild den übrigen dieser Gattung vorziehen.

Noch viel weniger ist es Pietrowski in seiner „Geburt Christi“ gelungen, irgendetwas von innerer wirklicher Empfindung auszudrücken; Form und Farbe sind unbedeutend; Maria sieht wie ein elegantes Edelfräulein aus, die in üblicher Weise gen Himmel blickt.

Ein „Ecce homo“ von Mengelberg ist zu weichlich aufgefaßt, dürftig und ohne Stil in der Form, aber gut, wenn auch nicht kräftig genug gemalt.

Ein Bild von Adolph Schmidts hat „das Scherflein der Wittwe“ zum Gegenstande. Hier haben wir wenigstens einen entschiedenen Ausdruck und sehen, was der Künstler gewollt hat. Es ist geistiger Inhalt in dem Bilde. Freilich ist die reiche jüdische Familie, namentlich der Mann, der seine Geldbörse schließt, aus der er eben mit großer Demonstration dem Gotteskasten spendet, zu karrikiert und schmeckt zu sehr nach dem modernen jüdischen Parvenu; auch die Priester an dem Gotteskasten haben einen zu modernen Typus, wenn auch namentlich der vordere gut im Ausdruck ist. In die Wittwe dagegen müßte ein viel bedeutenderer Ausdruck gelegt sein, sie schreitet zu gleichgiltig vorbei, indem sie ihr Scherflein in den Kasten legt; grade das, worauf es ankommt, und was freilich am schwersten auszudrücken war, sieht man nicht genug, daß sie ihr schwer zu entbehrendes Scherflein mit frommem Sinn und der wirklichen Empfindung des Lebens hineinlegt. So scheint sie nicht viel verdienstlicher, als der reiche Mann, und der Gegensatz verliert seine Spitze. Sonst ist grade diese Gruppe, die Wittwe mit dem Kinde, äußerlich die ansprechendste, namentlich durch die bescheidene ernste Farbe, auch durch geschickte Zeichnung. Das ganze Bild macht einen zu modernen Eindruck. Die etwas kokette Farbe und Behandlung ist (selbst abgesehen von dem Mangel der Auffassung) dem Ernst des Inhalts nicht angemessen. Schön-

heit und Stil sind bei dem Streben nach Charakteristischem und Pitantem zu sehr vernachlässigt.

Ganz unbedeutend und lächerlich ist ein Bild von Prof. Schmidt in London, „die Versuchung Christi“. Der versuchende Satan sieht wie ein moderner Theatermephisto aus, aber wie ein ungeschickter; von dem schwächlichen nichtssagenden Christus ist weiter nichts zu sagen.

Das wären alle Bilder biblischen Inhaltes. Ich kann mich kaum entschließen, Ihnen so weiter alles mehr oder weniger Mittelmäßige, was noch da ist, zu nennen; es ist zu trostlos, die geringen Vorzüge und großen Fehler einer Menge von Bildern zu besprechen. Noch will ich Ihnen also allenfals ein Bild von Kloeber, „die Erweckung der Psyche“ nennen, das freilich auch gar nicht den Ansprüchen nachkommt, die man an dergleichen mythologische Gegenstände machen muß; als da sind: maßvoller aber entschiedener Ausdruck; edle Lineen, höchste Vollendung der Form, einfaches Colorit. Von alledem ist wenig da, namentlich kein Ausdruck; das Beste ist die Composition der Gruppe, die Form ist zu flau und charakterlos, die Farbe zu schwer und manierirt.

Eine einfachere, dem Gegenstande angemessene Farbe ist in dem Bilde von Steinfurth: „Aurora hebt den jugendlichen Lihonus zum Himmel empor“. Die Zeichnung ist in manchen Theilen der Figuren gut, in andern etwas roh und unschön, aber wenigstens doch entschiedener, als in dem vorerwähnten Bilde. Die Köpfe sind lange nicht schön genug. Das Bild ist übrigens beim Hängen sehr schlecht behandelt, es ist nicht besser, aber auch nicht schlechter als manche andere; es war also ungerecht, es in einem dunkeln Winkel zu placiren. Ueberhaupt kann die Ungerechtigkeit, die beim Hängen der Bilder ausgeübt wird, nicht oft genug gerügt werden. Gönnerschaft entscheidet dabei zu viel. Der erste lange Sal ist bekanntlich der einzige, der ein recht brauchbares Licht hat; und man geizt sehr mit dem Vergeben der Plätze in diesem Sale, um sie für die bessern Bilder offen zu halten.

Wie kommt nun dahin die Muse Urania vom Hrn. Prof. Lengerich, die weit entfernt den leisesten Anspruch auf irgendein Verdienst zu haben an kindisch lächerlicher Ungeschicktheit alles Maß des Erlaubten und Unerlaubten überschreitet?

Doch wir wollen endlich zu Besserem kommen, daher übergehen wir das langweilige Bild von Clara Derike, „Johann Friedrich der Großmüthige, nach der Schlacht bei Mülberg gefangen, weigert sich, das von Granvelle ihm vorgelegte kaiserliche Interim anzunehmen“, mit Stillschweigen; ebenso Paul und Virginie von Steinbrück, das wir ihm nicht zugetraut hätten; Faust und Gretchen im Kerker von Prof. Vegas, das wir ebenfalls nicht so schlecht von ihm erwartet hätten.

Wir wenden uns zu dem Schlachtbilde von Bleibtreu (dem interessantesten dieser Gattung).

„Die Erstürmung des äußeren Grimmaer Thores von Leipzig am 19. October 1813 durch das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius.“ Das ist frisch und warm empfunden, die Landwehrmänner arbeiten wacker an der Erweiterung der gemachten Bresche, Friccius fordert mit sprechender Handbewegung die Seinigen auf, ihm zu folgen; es geht rüchtig und lebendig her. Dabei ist bei der Mannigfaltigkeit der Motive die Composition in sich einig, zusammenhängend und klar. Einige Figuren sind leider nicht so plastisch lebendig in der Ausführung, als sie gedacht sind; so der junge Landwehrmann links im Vordergrund, der zum Sturm vorläuft, aber mit gewaltiger Bewegung der Beine doch nicht recht läuft, und leider auch die Hauptfigur, Friccius, der ein Gewehr etwas gewaltsam und doch nicht recht ausdrucksvoll mit der linken Hand ergriffen hat. Noch einiges ist über die Anordnung und technische Ausführung zu sagen. Die Hauptmasse der Angreifenden liegt in einem Wolkenschatten, nur auf wenige etwas weiter im Hintergrunde zurückstehende fällt ein mattes Sonnenlicht; gegen die Absicht ist nichts zu sagen, es gibt dem Bilde sogar etwas Pikantes, das hier ganz am Platz ist; nur ist der Wolkenschatten in zu dunklem und schmutziggrauem Ton durchgeführt; so kommt etwas zu Monotonies ins Bild, die Gruppen sondern sich nicht recht; und während wir sonst wol bei vielen Bildern den Wunsch aussprechen möchten, daß das Einzelne dem Ganzen untergeordneter wäre, möchten wir hier im Gegentheil wünschen, daß man das Einzelne in der Masse sogleich entschiedener sähe. Sonst muß grade diese Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Aeußeren gerühmt werden, wenn sie auch hier zu weit getrieben ist.

C. Steffek, „die Duitzows treiben die Herden der Stadt Berlin fort“. Der Gegenstand ist für einen Künstler, der mit Vorliebe Thiere malt, außerordentlich glücklich gewählt, da er die Thiergruppen, auf die es doch namentlich abgesehen war, durch einen historischen Vorgang geschickt verbindet und dem Ganzen einen pikanten Reiz verleiht. Aber Herr Steffek hat den wohlverdachten Vorwurf seines Bildes nicht so gegeben, wie wirs wol wünschten. Es geht zwar lebendig bei der Affaire her, auch ist der Vorgang sehr übersichtlich; aber die eigentlichen Kunststückchen sind nicht beobachtet. Wir sind mit Herrn Steffek der Meinung, daß eine gewisse Derbheit hier ein Haupterforderniß war, aber er ist doch bisweilen darin zu weit gegangen. Ein Schwein ist einmal kein schönes Thier; es durften schon einige Schweine sich unter dem andren schöneren Vieh umhertreiben; daß aber grade eine Herde Schweine vorn zum Bilde hinauslaufend dem Beschauer zuerst entgegentritt, sieht fast so aus, als kokettirte der Maler mit seinem derben Realismus, und

wollte einmal malen, was noch keiner gemalt hat. Ferner durfte wol eine bedeutendere Gruppe im Vordergrunde das Hauptinteresse in Anspruch nehmen statt der drei den Hirten verfolgenden Reiter, die als Nebenfiguren immer eine sehr lebendige Gruppe abgegeben hätten, während nun der sehr häßliche, noch dazu durch Zorn und Angst entstellte Hirte als zweiter Hauptgegenstand im Vordergrunde (der andre ist die Schweineherde) neben seiner Unschönheit nicht bedeutend genug ist. Die Technik ist sehr gewandt, aber doch zu flüchtig; es fehlt auch hier Herrn Steffek an einem gediegenen künstlerischen Streben, dessen Mangel bei noch so großer Lebendigkeit und Wahrheit auch sonst in dem ganzen Bilde sich ausdrückt.

In einen ähnlichen Fehler wie Steffek verfiel Menzel in seinem Bilde „Friedrich der Große auf Reisen“ (nach dem siebenjährigen Kriege), durch das Streben dem Ausdruck einzig und allein zu genügen. Es ist wahr, daß er diesen mit einer Prägnanz zur Anschauung bringt, die unter der Menge von Nichtigem, Bedeutungslosem höchst erquicklich ist; wir wissen gleich, worum es sich handelt: Friedrich der Große, eben aus seinem Wagen gestiegen, wird von den Dorfbewohnern, die aufs treffendste charakterisirt sind, empfangen; der König selbst geht eilig huldvoll vorüber; die Bewegung der Arme und Hände, in deren einer er die Tabakdose, in der andern die Pfeife hält, gibt seiner Haltung einen Anflug von Komischem, das stört. Hinter ihm sein Begleiter, Herr von Lentulus, ist vortrefflich; vor allem aber möchte wol der geheime Kriegs- und Finanzrath von Brenkenhof die gelungenste Figur sein. — Es handelt sich darum, nach dem Kriege dem Lande wieder aufzuhelfen; zu dem Zweck unternahm der König Reisen durchs Land, deren eine wir hier dargestellt sehen; da war es denn eben Herr von Brenkenhof, der dem Könige stets zur Hand ging, und so sehen wir ihn hier bereits in voller Thätigkeit, mit sachkundigem Eifer (der unübertrefflich ausgedrückt ist) Baupläne oder dergleichen prüfend. Die specielle Betrachtung jedes Einzelnen, das noch dazu beiträgt, die Situation zu veranschaulichen, würde uns zu weit führen; nur im allgemeinen wiederholen wir: mit Ausnahme des Königs läßt der Ausdruck nirgends etwas zu wünschen übrig. Eine andre Frage ist „In welcher Form gab Herr Menzel diesen Ausdruck?“ Und da müssen wir entschieden aussprechen, daß uns diese nicht genügen kann, sie ist zu derb und unschön. Das Charakteristische ist überall zu stark betont; so finden wir nirgends bei ihm auch nur einen annähernd schönen Menschen, selbst Frauen und Kinder sind häßlich; dazu kommt die Farbe, die zwar meist wahr und entschieden, doch alles Reizes entbehrt, den wir doch wenigstens hier und da verlangen; der blondköpfige, blauaugige Bauernjunge, der hinter seinem petitionirenden Vater steht, ist mit zu schmutzigen grauen Tönen gemalt, um auch nur wahr, geschweige schön in der Farbe zu sein; auch bei einigen andern Figuren ist das zwar nicht so auffallend, aber

doch auch der Fall. Menzels Bild auf der vorigen Ausstellung „Ein Flötenconcert in Sanssouci“ war (abgesehen von dem Anziehenderen des Gegenstandes), auch in dieser Hinsicht entschieden diesem vorzuziehen. Möchte Herr Menzel doch nicht auf diesem Wege weitergehen, und sich vor Manierismus hüten. Etwas Manier wollen wir schon gern bei so bedeutenden und originellen Leistungen, wie die Menzels sind, mitnehmen, aber es hat doch alles sein Maß.

Schließlich erwähne ich in diesem Theile meines Berichts noch eines großen Cartons von Teschner, der sich erst seit kurzer Zeit auf der Ausstellung befindet; es ist ein Carton zu einem Glasfenster für den Münster zu Aachen, der die „Krönung Marias“ zum Gegenstand hat; der Entwurf ist von Cornelius. Der Carton ist fleißig und mit Liebe gezeichnet; auch ist der äußerliche Typus der Cornelius'schen Physiognomien festgehalten; aber es fehlt doch die Kraft und das Mark, welches Cornelius seinen Gestalten verleiht; vor allem aber vermiffen wir die ergreifende Allgewalt des Ausdrucks und können so nicht recht warm werden. —

Amerikanische Zustände.

Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt von Friedrich Kapp. Göttingen, Georg H. Wigand. —

Der Ansiedler im Missouri-Staate. Den deutschen Auswanderern gewidmet von Graf Adelbert Baudissin, in Portland (Missouri). Mit einer Specialkarte von Missouri. Iserlohn, Julius Bäderer. —

Die große Frage, die gegenwärtig ganz Europa in Athem hält, hat die Aufmerksamkeit des eigentlichen Publicums von den Ereignissen, die sich jenseits des atlantischen Oceans vorbereiten, wenigstens theilweise abgelenkt, wenn auch die Beziehungen Europas zu Amerika in ununterbrochener Continuität fortbauern, ja durch die Fluth der Auswanderung in stetigem Wachsthum begriffen sind. Je wichtiger die nordamerikanischen Freistaaten für die Zukunft der Weltgeschichte sein müssen, um so leichtsinniger erscheint es uns, nach oberflächlicher Kenntnißnahme den Europäern Vorurtheile für oder gegen dieselben einzulösen. Noch vor ganz kurzer Zeit haben wir das Publicum davor gewarnt, den Ansichten der meisten unsrer Zeitschriften, die aus Amerika gern ein zweites Sodom machen möchten, voreiligen Glauben zu schenken. Daß in den Freistaaten nicht alles so ist, wie es sein sollte, daß sich neben primitiver Rohheit hin und wieder auch bereits die Depravation einer verwilderten Cultur einstellt, läßt sich allerdings nicht ableugnen. Aber einmal glaubten wir sehr